

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 7.

Donnerstag, den 14. August.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Ebr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Der Engel der Wogen.

Ein Bild aus den Dänen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

„Alter Timme!“ rief dieser endlich, als er sah, daß der Hausbesitzer keinerlei Anstalt machte, die wüthende Bestie zu beruhigen, die Geduld verlierend und ärgerlich werdend, „aber Timme! Zum Teufel! Mann! Empfangt Ihr so Euern besten Kunden! Was der Bauer heut' zu Tage grob und hof-färtig wird. Steht der Kerl da, wie ein stätisch gewordenen Ochse und rührt sich nicht, das bei-ßige Vieh zu beruhigen. Ich glaube, meine Mähre könnte mich an den Boden werfen, und ich könnte mir die Rippen, wenn nicht gar das Schlüssel-bein zerbrechen, der Ochse rührt sich nicht. Aber wart nur! wart nur! Hoffarth kommt zu Fall und drüben sehen wir uns wieder!“

Gerhards Augen leuchteten voll schalkhafter Mun-terkeit, als er den Reiter wahrte, der sich auf dem ferzengerade aufsteigenden Pferde komisch genug aus-nahm; er lachte laut auf, als er die Anrede des

zwischen Himmel und Erde länglich schwebenden Ka-valiers hörte.

„Ihr werdet wohl,“ erwiederte er auf die ihn mit dem Lohne für seine Gleichgültigkeit gar auf das Jenseits verheißende Apostrophe des in den Harnisch gejagten Rossbändigers. „Ihr werdet wohl, wie man zu sagen pflegt, Kontrebande bei Euch haben, Herr Teckelberger! Schiffmann hat eine verwünscht seine Nase und riecht derlei Waare auf tausend Schritte, trotz unserm alten Zollvisitator!“

„Kontrebande!“ entgegnete der Reiter, indem er gewaltig bemüht war, das Pferd mit seinen dem Anscheine nach etwas zu kurz gerathenen Schenkeln zusammen zu drücken, und in dieser Weise zum Vor-wärtsschreiten zu zwingen. „Kontrebande! Da könnt Ihr wirklich Recht haben, nemlich wenn Euer Schiffmann, den ich niemals, sogar drüben nicht wiedersehen möchte, dieses hier in seinem hün-dischen Verstande für Kontrebande zu halten geneigt sein möchte. Nein, daß sich dies grobe Bauernvolk so kluge Hunde halten darf, ist schrecklich. Alle Standes- und Rangunterschiedenheit hört mein' Seel auf in dieser verwünschten Zeit. Wenn's Drüben nicht

besser ist! Doch da ist das Ding, das Schiffmann für Kontrebande erklärt!“

Bei diesen Worten griff der Reiter, dem es in diesem Augenblick gelungen war, sein Pferd wenigstens zum Stillstehen zu bringen, an die Stelle, wo man sonst wohl, wenn man zu Pferde reist, den Mantelsack zu führen pflegt und brachte einen Gegenstand zur Schau, den man für nichts Anderes erklären konnte, als für ein prächtiges Bließ, das seinem Besitzer, der jedenfalls ein großer, dunkelbrauner Schlachterhund gewesen war, vor nicht gar langer Zeit, vielleicht vor einer oder etlichen Stunden von seinem Leibe gezogen war. Herr Teckelberger, denn so hörten wir den Cavalier anreden, schleuderte das Bließ hinter den nach auswärts öffnenden Thorflügel, worauf der kluge Schiffmann sich zur Ruhe begab, dem Einreiten des wackern Teckelberger weiter keine Schwierigkeiten in den Weg stellte und schweifwedelnd in seine Hütte kroch, die, beiläufig gesagt, etwas haufällig erschien und einer gründlichen Reparatur auf das dringendste wohl bedurft hätte. Während nun unser Mann der kluge Herr Teckelberger in den Hof einreitet und alles Mögliche thut, um über das neugierige, schüffelnde Andringen des Schimmel-Ponys an seine Falbe, deren etwa noch werdende Muttergefühle er sehr zu fürchten hatte, (er wußte das aus einer langen Reihe zum Theil äußerst unangenehmen Erinnerungen) nicht abermals aus der Fassung zu gerathen, sei es uns vergönt, den edeln Reiter, der, wie es scheint, auf das, was hinter diesem Erdenleben liegt, noch gewaltige Hoffnungen nährt, etwas näher in Augenschein zu nehmen und der Betrachtung zu unterziehen. Teckelberger ist ein Mann, der die erste Hälfte der fünfziger Jahre, jener Jahre, die die wichtige Scheidewand zwischen Mann und Greis, und den Punkt bilden, an welchem die Hochebene des Lebens sich entschieden schräg zu neigen beginnt, — der die erste Hälfte der fünfziger Jahre noch nicht überschritten hat. Sein Ueberflüßiges verräth behäbigen Wohlstand und seine Kleidung zeigt eine gewisse Recherche, eine Sorgfalt, deren Quell wohl in jener gefälligen Selbstbespiegelung zu suchen sein müßte, die auf seinem Antlitz zu lesen und die in der Ziererei zu erkennen ist, mit der er seine Worte betont. Er trägt einen weiten lichtgrünen Oberrock mit umgelegtem purpurrothen Kra-

gen; ein zierlicher Dreispiz mit einer schmalen, goldene Tresse deckt sein ungeheures Haupt, das eigentlich aus zwei nicht gründlich und vollständig mit einander verwachsenen Häuptern zu bestehen scheint. Sein Haar ist sorgsam gepudert und sein Zopf mit einem seidnen Haarbeutel geschmückt, das wäre das Kostüm, das Teckelberger um keinen Preis seinem Zeitgeiste opfern wollte, noch Mode gewesen, durch den eigenthümlichen Reiz seiner Erscheinung, durch die unnachahmliche Grazie, mit der er befestigt war, und stolz wie ein König über den rothen Kragen hinab, in die Welt hinaus lugte, sicherlich entschieden Furor gemacht haben müßte. Dazu trug der Reiter Stiefeln mit weiß lackirten Stulpen, die ebenfalls ganz besondern Effekt machten, mächtige silberne, außerordentlich blank gepuzte Sporen und über die die unschönen Schenkel nur allzunnapp und eng umschließenden Beinkleider von gelbem Hirschleder, einen breiten, mit silbernen Buckeln geschmückten, mit großem kupfernen Schlosse vorn befestigten Gürtel, in dem eine Scheide mit einem langgriffigen Messer hing, welches Attribut unsern Reiter unzweifelhaft in die Kategorie des ehr- und achtbaren Fleischer und Knochenhauergewerks zu verweisen schien. Das Antlitz des Mannes an und für sich unschön genug, war mit einer Nase bedacht, deren überflüssig und verdrossen hinabhängenden rothen Zipfel ihr Inhaber, wenn er prüfende Selbstschau vornahm, trotz der großen Vorliebe, die er sonst für seine Persönlichkeit hegte, mit seinem Lieblingsausdrucke „verpflizt“ zu bezeichnen gewohnt war. Dazu glühte und stammte das weitläufige Gesicht fortwährend nicht anders, als ob er in der Zerstreung statt des Federbusches, den er wohl gar an seinem Hute getragen, eine brennende Riensackel an denselben gesteckt hätte; dazu glänzte die roth leuchtende Haut der breiten aber niedrigen Stirn, als wäre sie mit Del bestrichen. Die Augen waren groß aber seelenlos und kalt, und blickte zuweilen ein Funke aus ihnen, so schien er den Effekten entglommen, die sich auf Egoismus und schnöde Berechnung eines jeglichen Vortheils für das Leben in dieser Welt und nicht für drüben beziehen. Uebrigens wußte der Mann sehr wohl, daß seine Augen selbst für sein Riesengesicht zu groß und allzusehr an die eines Thieres erinnernd gerathen waren, eines Thieres,

von dessen Gattung er mehr als eine Legion auf seinem mit Blut durchtränkten Gewissen hatte, und so war er fortwährend bemüht, durch krampfhaftes Zusammenziehen seiner in die Höhe stehenden, in's Gelbliche spielenden Braunen die unangenehme Größe seines Sehorgans passend zu vermindern und die unheimlichen in ihm spielenden Lichter angemessen zu beschatten.

Teckelberger war hinabgestiegen von seiner hochbeinigen, falben Mähre, die zwar auf einem Auge blind war, auch sonst mehr als eine Benigheit struppirt schien, dessen nicht zu gedenken, daß ihr Schweif ein sogenannter Rattenschweif war, und den widerlichsten Eindruck machte, den solche Schweife, wunderbaren Launen einer nur allzugern bizarr gestaltenden Natur, zu machen pflegen, die aber trotzdem so zu ihrem Reiter zu passen schien, daß man, nachdem man die beiden, Reiter und Pferd, einige Male zusammen gesehen, man sich den achtbaren Knochenhauer gar nicht ein anderes Roß bestiegend denken konnte. Der Mann nahm mit vielem Bedacht einen Riemen aus der Satteltasche, die im Ringe des Vorderzeuges am Pferd befestigt war, zog denselben durch den Ring am Kandarrengebiß und befestigte seinen schätzbaren Renner an einem Pfahl, der ursprünglich zum Aufziehen einer Waschleine bestimmt schien. Dann aber bot er dem Timme mit entsprechendem Aufwande von Gestikulation seine wohlbehandschuhete Rechte und sagte:

„Nun dann! Gott zum Gruß! Bauer Timme! und viel Glück für diesen Tag, den wir abermals noch im Diesseits zuzubringen haben. Abermals im Diesseits, sage ich Bauer Timme! Und werden ihrer noch viele sein, die uns hier bestimmt sind? Ich sage Euch: es kommen nicht alle wieder nach Hause, die fortgeritten sind, und Mancher steckt sich seinen Haus Schlüssel umsonst in die Tasche und sagt zu seiner Frau oder in Ermangelung derselben zu seiner Wirthin: Rück auch die Theekanne auf die warme Stelle, Louise, und laß ein Vierteldchen Rum holen, wenn ich wiederkomme, werde ich wohl tüchtig durchgefroren sein! Ich sage Euch, Bauer, das Jenseits ist dem Diesseits zu nahe gerückt und es ist kein Graben so schmal, als die Scheidewand zwischen ihnen. Uebrigens gut gesagt, alter Junge!“ fügte Teckel-

berger hinzu und klopfte sich selber Beifall auf seine breite Wange. „Habt Ihr übrigens wahrgenommen, Timme, mit welcher Grazie ich von meiner Medea gestiegen bin? Gelt, versteh ich was vom Reiten und weiß ich mit der Medea umzuspringen?“

„Ganz außerordentlich,“ erwiderte Timme, der seinen Mann schon kannte. „Ihr seit der beste Kavallerist, der jemals seinen rechten Fuß über die Kroupe eines Pferdes gehoben!“

„Das will ich meinen,“ schmunzelte, wohlgefällig die Schmeichelei des Bauers sich zu Gemüth führend, der Teckelberger. „Die bis jetzt aber noch durch keinen, wie soll ich sagen, Gelehrten oder Philosophen gelöste Hauptfrage bleibt aber die, bleibt die, Bauer, sage ich: Werden wir im Jenseits alle zu Fuße gehn oder werden Einige von uns auch wie hier beritten sein? Denn mit dem Jenseits hat es doch eine zu absonderliche Bewandniß, da wird Vieles anders sein wie hier, und Mancher ist vor dem Mittagsessen auf der Reise dorthin, der beim Frühstück noch nicht daran gedacht hat. So zum Beispiel, um nur ein Beispiel von den vielen Beispielen: Mein Ruch Dich! Wo ist mein Ruch Dich?“ Hier hob Teckelberger die linke Hand an den Mund, blies durch die Finger und sagte: „Da ist er hin!“ Dann aber fuhr er fort, indem etwas, wie Wehmuth über seine brennenden Züge flog: „Habt Ihr vorher das Fell gesehen, das ich auf dem Pferde führte, und das Euern Schiffmann, der übrigens, ich muß es zu seiner Ehre gestehen, ein ganz gescheiter Kerl ist, und wofür hielt Ihr das Bließ?“

„Ich habe das Fell wohl bemerkt,“ sagte Timme, „aber so wenig darauf Acht gegeben, daß es eben so gut eine Unterjacke gewesen sein konnte, die Ihr Euch unterwegs, weil es Euch zu warm geworden, ausgezogen hättet, oder ein Kalbsfell, das Ihr unterwegs einem Bauer abgekauft, um es in der Stadt dem Gerber zu verhandeln!“

„Kein Kalbsfell war's,“ erwiderte mit Pathos der Schlächtermeister; „es war auch keine Unterjacke, es war Meister Ruch Dichens bestes und einziges Kleidungsstück; seine Ober- und seine Unterjacke, sein Schlafrock und seine Nachtmütze, sein Visiten-schwenker und sein Galla-Beinkleid, sein Hut und seine Stulpenstiefel.“

„So ist Meister Rusch Dich todt?“ fragte der Bauer, der die gräuliche, heißige und böshafte Bestie nur allzugenuß gekannt hatte.

„Bermuthlich,“ versetzte der Knochenbauer, „denn dem Meister Rusch Dich diese seine Garderobe bei seinen Lebzeiten vom Leibe zu ziehen, hätte ich seinem Bruder nicht rathen mögen. Uebrigens that es mir leid genug um den armen Kerl, er war tüchtig in seinem Metier, aber tückisch wie der Semido; wir haben über zwölf Jahre selbänder hantiret und nun gerade heute muß ich ihm den Laufpaß schreiben nach drüben, gerade heute, warum gerade heute, frag' ich! Aber es war nicht länger mit ihm auszuhalten, er mußte daran, wenn es gerade heute war. Ja, denkt Euch nur um Gotteswillen, Timme! Kauf ich Euch da beim Flunderbauer einen Hammel! Einen Hammel, sag' ich Euch! Einen Gott als Hammel! Mit einem Worte, einen Hammel, wie's in diesem Diesseits wahrlich keinen zweiten giebt. Ich zahl' Euch fünfundzwanzig Mark Banko für diesen Hammelkönig. Der Hammel wird gebunden und über mein Pferd gelegt. Meister Rusch Dich freut sich wie ein Gott über diesen König; denn Hammelfleisch war von jeher seine Leibspeise, er springt umher und jauchzt und kläfft, als wäre er nicht recht bei Sinnen. Da komme ich mit meinen Begleitern an die Stelle am Küstenstrome, wo ein Steg über das Wasser führt, der zu dem jenseits — hört wohl, jenseits, das Jenseits hat immer Bedeutung, ob guten, ob bösen Sinns, für mein Dasein gehabt — also wir kamen an den Steg, der zu dem jenseits gelegenen Hofe des Haringsbauers führt. Halt! denke ich, dem armen Teufel wird's auch Noth thun, denn Ihr wißt, der Haringsbauer sitzt tief in der Klemme und in seinem Bauche mag's aussehen wie in dem Leibe eines ausgenommenen Herings. Du kannst ihm die siebzehn Mark, so spreche ich zu mir, die du ihm auf die fette Kuh von vor vierzehn Tagen noch schuldig bist, bei dieser Gelegenheit bezahlen und dir eine gute Pfeife holländischen, Ihr wißt, der Haringsbauer kontrebandirt mit Kanaster, in den Kauf geben lassen; denn, wie der Dichter sagt: eine Pfeife guter Duft schützt bei rauher Morgenluft, und ein tüchtiger Zug Kanaster ist das beste Magenpflaster. Gedacht, gethan! Ich steige von meiner Medea, da ich den Steg nach drüben dieses Mal zu Fuß passi-

ren mußte, sonst wird man in der Regel hingetragen, gebe dem Meister Rusch Dich die Zügel in die Zähne, empfehle ihm Wachsamkeit und Ruhe, wandle behaglich über den Strom und halte mich, da der Haringsbauer, obgleich er im übrigen ein elender Lump ist, ein so gutes Mundwerk und eine so geläufige Ausrede hat auch allerhand von seinen Kontrebandstreichern und wie er die Zollbeamten zu Narren hat, zu erzählen weiß, über, nun es mögen drei Viertel Stündchen gewesen sein, in guter Ruhe und ohne mir etwas böses zu denken, auf. Ich stopfe mir meinen Nasenwärmer und dampfe dann zurück zu meinem Pferde und meinem sonstigen Viehe. Aber wie ich dort ankomm, Gott im Jenseit, was sehe ich Diesseits! Wie hatten diese drei Unglücksthierchen Haus gehalten. Da liegt meine stolze, reinliche Medea im Sande und wälzt sich, da liegt mein Hammel an der Weide mit blutender Kehle und aufgeschlitztem Bauche; da steht Meister Rusch Dich und verspeißt mit frischer Ruhe, unerschütterlicher Gemüthlichkeit und dem beneidenswertesten Appetite eine Hammelkeule, die größte, die fetteste Hammelkeule, die jemals, so lange ich aktives Mitglied des achtbaren Fleischer- und Knochenbauer-Gewerkes bin, in einem Paar Hosen aus Schaafsleder gesteckt. Ich rufe: Rusch Dich, was machst du! Er sieht mich an mit einem Blicke, wie Kain unserm Herr Gott zugeworfen haben mag, nachdem er den Abel erschlagen; er sieht mich an wie ein Jakobiner, der eben ein Ca ira anstimmen will, er sieht mich an, als wollte er sagen: ich bin des Hammelhütens müde geworden und will nun auch einmal als freier Meister Rusch Dich sehen, wie frischer Hammelbraten mundet. Zu dieser stummen, aber sehr verständlichen Rede seiner funkelnden Augen blickten seine Zähne und knurrte seine Kehle, daß mir einigermaßen bange wurde. Ich traute mich nicht, den verzweifeltsten Gastronomen bei seiner Mahlzeit zu unterbrechen; zwar brannten mir die fünfundzwanzig Mark Banko auf der Seele, als wäre jeder einzelne Schilling eine rothe Kohle, aber ich bezwang mich und sagte zu dem Fresser: Nun friß dich nur satt, Meister Rusch Dich! Es soll mir gleich sein, wenn du auch den ganzen Hammel verspeißest; das Fell ist so wie so nichts mehr werth, und Braten, in denen Hundeschauzen gewühlt, biere ich meinen

Kunden nicht mehr an. Schade um die fünfundzwanzig Mark Banko! Aber lehr' dich nicht daran Rusch Dich! Es ist ja deine letzte Mahlzeit im Diesseits! Was Euch aber so ein Thier fressen kann, wenn es auffällig geworden, sich in einen Wolf verwandelt fühlt, und so zu sagen allen Anstand bei Seite setzt, das, Bauer Timme, geht über alle Begriffe, oder wie die Bierbrauer sagen: über den Kerbstock. Hat Euch die Kanaille von Meister Rusch Dich gefressen, erstens die beiden Keulen, dann den Nährbraten bis hinter die Fühlrippen, item die Leber, das Herz und beiden Lungen, schließlich hat er auch den Schädel aufgefnaakt, als wäre er ein Rußknacker und der riesensfeste Hammelschädel eine wältsche Nuß. Aber da konnte er nicht mehr, da war es vorbei mit dem Vielfraß; da war ihm die Wuth und der Wolfshunger vergangen und es war der gemüthliche, unterthänige, dienstbereite Meister Rusch Dich! Aber ich konnts ihm nicht vergeben, mich wurmten die fünfundzwanzig Mark als hätte ich fünfundzwanzig Gläschen Arsenikauflösung getrunken. Da stieg ich auf's Pferd und pfiß dem Rusch Dich! Dienstwilligst wedelte er mit dem Schweife und that, als wenn gar Nichts vorgefallen, als hätte er nie von einem Fleisch gekostet, das für mich mit fünfundzwanzig Mark in's Gewicht fiel. Ich nahm die Richtung nach der See; an der Düne sollte mein Hund seinen letzten Blick werfen auf die Welt des wunderbaren Diesseits, von der Düne aus abreißen in das noch wunderbarere Jenseits. Die Brandung im Hauche des Morgenwindes, die da tönt wie das Brüllen wildgewordener Rinder, sollte meinem alten, braven Diener das Sterbelied gurgeln. Wohl steigt flammende Morgengluth aus der rauschenden See und goß die Schaale brennenden Scheines über die glitzernden Bogen, über die falbe Düne. Wir gingen unsern düstern Gang; wir stiegen über den Deich, wir kletterten über die Hügel der Dünen. Wir standen dort, bis wohin die Brandung ihre schäumenden Güsse wirft. Mit diesen meinen Händen grub ich ein Grab in den festen, feuchten Sand des Strandes. Die Scheibe der Sonne hüpfte auf den äußersten Bogen am Horizont; da starb durch meine Hand Meister Rusch Dich und sank in Folge seiner Missethaten in sein frühes Grab. Seine Jacke aber konnte ich ihm unmöglich lassen, ich nahm ihm

die Jacke als Aequivalent für die fünfundzwanzig Mark, werde die Jacke zum Gerber tragen und mir aus dem Dinge eine Weste anfertigen lassen, die, wie ich hoffe, meiner an sich schon ansprechenden Physiognomie wohl zu Gesicht stehen soll. Dieses ist die Geschichte von Rusch Dich, meinem langjährigen Freunde und Gesellen, seiner Missethat und seinem Ende. Weißen wir eine Thräne seinem Andenken! Euer Schiffmann aber, Timme, ich wiederhole es, ist ein kluger Kerl, weil er auf mehr als dreißig Schritte merkte, weß Herkommens die Jacke war, die ich hinter meinem Sattel führte, da er schwerlich um ein schönes Kalbsfell, das heißt, wäre die Jacke eines Kalbes gewesen, solch einen Heidenlärm vollführt haben würde. Das war ja eine verflixte Geschichte, diese Hundegeschichte," setzte Meister Teckelberger seine Erzählung endend hinzu, indem er sich mit der linken Hand den Schweiß abtrocknete, der in schweren Perlen über seine kupferfarbene Stirn niederrieselte, mit der linken aber dem Schimmelsohlen wehrte, das neugierig wieder an ihn herandrang und ihn beschnoperte, als wollte es in der Krämpe seines Hutes oder unter den Aufschlägen seines Rockes Hafer entdecken.

Gerhard schien die Geschichte vom Meister Rusch Dich nur der plötzlichen Wendung des Schicksals des, wenn auch früher hassenswerthen, doch jetzt beklagenswürdigen Hundes nicht ohne Interesse angehört zu haben. Tiefes Mitleid spiegelte sich auf seinem gutmüthigen Antlitz und leuchtete in seinen schelmischen doch so ehrlichen Augen.

"Ihr müßt Euch aber wirklich nach der von Euch verübten Schreckensthat und dem Akte strenger Blutwehr etwas angegriffen fühlen, Meister Teckelberger," so sprach der Bauer zu dem Kavalier. "Ist es Euch nicht gefällig, Euch durch ein Glas Rothwein zu stärken? Ich habe eine ganz vorzügliche Sorte gegenwärtig im Keller; der Haringsbauer, von dem Ihr Euren Taback bezieht, hat mir den Wein geliefert und der Zollvisitator, der alle Abend aus alter Anhänglichkeit an meine Frau, die er vom Wirthshause der alten Düwcke her kennt, Thee bei uns trinkt und Wasserkuchen isst, lobt das Getränk ganz außerordentlich, und so ein Zollvisitator ist doch wahrhaftig als Kenner nicht zu verachten!"

„Es ist zwar recht brav vom Zollvisitator,“ versetzte der Teckelberger, „daß er Guern Wein geprüft hat und demselben Gerechtigkeit angedeihen läßt, aber so früh mag ich kaum Medoc nennen, zu mir nehmen. Seht unser Ciner, Timme, der so viel in der Welt umherhantirt, und so mancher Witterung sich aussetzen muß, der hat so seine Stunden, seine Eintheilung, laßt Euch sagen: Der bringt in die ganze Vertilgungskunst so eine gewisse Methode, oder so eine, wie man zu sagen pflegt, reglements-mäßige Regularität. Seht Ihr, wir Metzger nennen das schärfen und schleifen. Des Morgens bis Punkt Zwölf da schärfen wir, das heißt, Keiner von uns nimmt etwas anderes zu sich, als einen Aquavit, der aber so seine fünfunddreißig Procente nach Tral-lis haben muß, nachher aber wird geschliffen, das heißt, wir trinken Wein oder Bier, Abends aber da wird gegossen, und dieses Gießen bedeutet: wir genießen eine Kleinigkeit gewöhnliches Brunnenwasser mit einem bedeutenden Quantum wo möglich außer-gewöhnlich guten Kognaks. Seht Ihr, so leben wir Fleischer, Metzger auch Knochenhauer genannt. Darum Timme, habt Ihr vielleicht einen Schnabelius im Hause, etwa einen Kalmus, oder gar einen guten Nordhäuser Kornelius, so laßt heut fahren. Habt Ihr übrigens gehört, Schnabelius und Kornelius, beide Wortbildungen von mir, von mir, Teckelberger, dem Endesunterzeichneten. Gut gesagt, alter Junge!“ schloß Teckelberger und klatschte sich mit der flachen Hand zum zweiten Male ein Applauschen auf die breite Wange.

„Ich habe einige Fläschchen sehr guten englischen Zimmtliqueur im Keller,“ entgegnete Timme; der Haringsbauer hat sie ebenfalls geliefert, ich will davon kommen lassen.“ Timme pfliff nach Matrosenart und rief in die Scheune hinein: „Scholle, eine Flasche Zimmtliqueur. Laß Dir von meiner Frau geben!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Köhler von Burg. Bairische Sage in Versen

von
Moritz Horn.

1. In der Hölle.

„In der Hölle“ heißt die Schänke,
Dort zu Burg im Baierlande,
In dem Dorfe, das den Namen
Leitet von dem alten Schlosse,
Das vom laub'gen Berggelände,
Dran der Inn vorüberbraust,
Niederschaut in's weite Thal.

Trägt der leichte Fischernachen
Dich am mildem Sommertage
Auf dem Fluß vorbei den Bergen
Schaust Winhörning du, das Schloß,
Sammt der alten Kaiserschanze,
Aus Augusts Zelten stammend,
Eisenfelde siehst du liegen;
Und den alten Hörndelberg.
Welch ein wonnig liebes Bild
Hat mit prächt'gen Farbtinten
Hier Natur im Sonnenrahmen
Wanderlust dir schaugestellt!
Kommst du dorthin, müd' der Reise,
In des Dörfchens Burg zur Stätte,
Laß den Namen dich nicht schrecken,
Wenn die Schänke — „in der Hölle“
Dich zur Einkehr freundlich ladet.

Wahrlich traut sind diese Räume,
Fraulich wie das ganze Haus,
Saubere seine blauen Läden,
Zierlich fügt sich das Gebälk
In einander, bildet Felder
Mit geschnitzten breiten Ranten,
Dran die Rebe Zackenblätter
Zur Verschönerung angelegt.
Runde Scheiben, bleigefast,
Bilden achte je ein Fenster.
Vor der Thüre Tisch und Bänke
Unter stammeshohlen Linden,
Deren Wipfel Blätterkronen
Müden Wandrem Düste spenden. —
Ob noch heut' es so geliebet,
Kann mein Sang dir nicht verbürgen,
Aber in uralten Zeiten,
Sechshundert drei und neunzig,
War es just, wie ich beschrieb.

Dort am Abend vor dem Tage
Sankt Sebaldus, saßen vier
Rußgeschwärtzte Kohlenbrenner
In dem Schänkhaus: „zu der Hölle“;

Kabbod mit den breiten Schultern,
 Wolf und Ambros, seine Schwäher,
 Und des ersten Sohn, genannt
 Von dem rothen, strupp'gen Haare,
 Nur: „der rothe Gürg“ im Dorfe.
 Hinten in des Zimmers Ecke,
 Wo auf schmalen Fenster Sims
 Bunte Balsaminen blühten
 In dem Asch aus rothem Thon,
 Und des Epheus grün Geringel
 Blattrig bis zur Decke steigt,
 Saßen sie am langen Tische,
 Vor sich die gefüllten Krüge;
 Schnödes Würfelspiel versuchend. —

Behn Uhr schlägt der braune Säiger
 Dicht am Eingang bei der Thür
 Hängt er an dem blanken Nagel,
 Und daneben am Geweih
 Eines Spiefers der Kalender,
 Und der Hausfrau Ellenmaas.
 Die gewichtgen Pendelschläge
 Dämyst das blaue Holzgehäuse,
 Drein ein Messingstern gesetzt;
 Zu dem Tische tritt der Wirth:
 „Endet nun das Würfelspielen,
 Trollt euch endlich, letzte Gäste,
 Drunten tutet schon im Dorfe
 Sehr vernehmlich Hans, der Wächter.
 Niemand ist dem guten Christen
 Vor Sebaldi heil'gem Tage,
 Daß er würdig sich bereite
 Zu der Messe morgen früh.
 Also geht, und daß ich's sage
 Ohne viele Redeschmökel,
 Euch seh ich weit lieber gehen,
 Als die Schwelle einwärts treten;
 Glück, sagt man zwar, soll bedeuten
 Wer den Klee vierblättrig findet,
 Aber ihr seid Taugenichtse,
 Schlemmer, Spieler und vergleichen.“
 „Deshalb,“ ruft der rothe Gürgen,
 „In der Hölle recht zu Hause.“
 Rohes Lachen schallet. Jener,
 Der der Wirth der Schänke ist,
 Wie ein Kiese alter Zeiten,
 Markig und gedrung'ner Glieder,
 Ruft, die Faust im Borne ballend:
 „Wahre, Dube, deine Zunge,
 Jenem danke, der am Kreuze
 Starb den Tod zu Golgatha,
 Wenn du einst nicht in der Hölle
 Zähneklappend denkst des Spottes,
 Der mein ehrlich Haus beschimpft.
 Trollt euch, oder“ — und er nimmt

Einen Stab gewichtgen Eisens
 Aus der Hausspur — „dieser soll
 Euch beweisen, daß ein Teufel
 Hausherr dieser Hölle ist.“
 „Nichts für ungut,“ brummt die Schaar,
 Als sie aus dem Hause schreiten,
 Und zum nahen Wald hinauf
 Langsam ihre Schritte leiten.

2. Der rothe Gürg.

Wie aus grünem Jägerwammse
 Weiße Spitzen helle Herten,
 Steigen weiße Felsentuppen
 Aus der finstren Waldung auf.
 Tief im Thale liegt am Fuße
 Schummernd wie ein Kind, das Dorf.
 Stroh- und Schindeldächer glänzen
 Aus den dunklen Eibischbäumen,
 Deren Gipfel schon die Hauben
 Asterreichen Herbstes tragen.
 Muntrer Bach, der vom Gebirge
 Stäubende Crystalle wirft,
 Singt den lieben Dorfesfluren
 Murmelnd vor der süßen Ruh.

Ausgeloschen sind die Lampen,
 Die dem Fleiß am Heerd geleuchtet,
 Lustig flackernd, wenn die Mährchen
 Wohlerfahrner Mund berichtet,
 Daß die Burschen lauschend sitzen
 Offnen Mundes und die kurzen
 Pfeifen unbewacht verglimmen,
 Mädchen im geheimen Schauern,
 Traulich jenen näher rücken,
 Schutz zu suchen, im Vergessen
 Angeborner Schüchternheit. —

Unbetretne Bahnen wählen
 Jene Köhler durch die Forsten,
 Bis die Halde sie erreichen. —
 Niederschauen in das Thal
 Kann man von dem grauen Felsen.
 Hell beschienen von dem Monde
 Steht das Schänkhaus. Gürge spricht:
 „Schauet dorthin, jene Hölle
 Deren Wirth uns schnöd schimpfte;
 Trieb uns von der Schwelle eben,
 Ob wir wären Bagabunden,
 Leer die Taschen, wie die Nester,
 Wann die flügge Brut entflogen.
 Fluch ihm! Hört was mir im Sinn:
 Lustig pfeift der Wind sein Liedchen,
 Daß die alten steifen Tannen
 Tanzen müssen nach der Weise
 Unter Stöhnen, unter Nechzen.

Fliegen laßt den rothen Hahn,
 Teufel, wohligh wär's dem Jungen,
 Mitten so im Stroh zu sitzen
 Auf dem breiten Höllendache,
 Und die Flügel frei im Sturme
 Klatschend auf und ab zu schlagen." —
 Spricht's und ballt die Fäuste drohend
 Nach dem Hause, jene lachen,
 Daß es gell im Walde schallt.
 Rabbod aber tritt zur Mitten
 Also redend: „Heute nicht,
 Ueberlegung heißt die Mutter
 Schlauser Vorsicht, Jugend ist
 Eine Dirne, zu bethören,
 Ohne Mühe wirft sie sich
 Jedem Schmeichler in die Arme.
 Gute Nacht, wir müssen scheiden.“

Langsam, von dem Sohn begleitet,
 Sucht den Pfad er nach dem Haus,
 Jene murrend gehen weiter
 Ueber's Dorf ein Stück hinaus.

Heimgelommen sind die Beiden,
 Rabbod leget ab sein Wammis,
 Und entzündet Kien am Heerde,
 Während trozig-fern dem Vater
 Gürge sitzt im finstren Winkel,
 Manchmal mit dem Fuße stampfend,
 Flüche durch die Zähne murmelnd,
 Knurrend wie der Haidewolf,
 Wenn die Beute schlau entflohen,
 Bis der Alte solches spricht:
 „Plagt der Tollwurm dich, mein Junge?
 Sag', was soll's? Vom rothen Hahn
 Sprachst du vorhin auf der Halde.
 Wäre nur des Wirths Gebahren
 Dir wie Most zu Kopf gestiegen,
 Gälte nur dem Wirth dein Grollen?
 Mag's nicht glauben, denn zu kindisch
 Wär fürwahr ein solch Beginnen,
 Wird was andres wohl bedeuten,
 Also sprich, denn jenes Stampfen
 In dem Winkel und das Brummen
 Hör' ich nicht mit Wohlbehagen,
 Traum, mich dünkt, ich höre Knurren
 Einen bißg'en Hund im Stalle,
 Wiederwärtig! Sprich, ich will's.“
 Gürge springt vom Schemel, schleudert
 Mit dem Fuß den leichten Sessel
 Weithin, drauf voll Born er spricht:
 „Habt's errathen, nicht dem Wirthe,
 Nur allein bin ich gebässig,
 Jenen mehr zu Eisenfelde.
 Conrad heißt der Milchgefelle,
 Glatt Gesicht und leckrer Bissen

Für die Mäd'el in der Runde.
 Meinetwegen mögen Alle
 Ihm das Herz verzußert bringen,
 Nur die Eine soll es nimmer,
 Kläre mein ich, denn die Dirne,
 Die verächtlich mich betrachtet
 Wohl vom Kopfe bis zur Zeh,
 Von den Zehen aufwärts wieder,
 Wenn vor ihr den Hut ich ziehe
 Wie der Schulbub vor dem Pfarrer,
 Muß ich frei'n, zum Teufel fahren
 Soll ihr Conrad oder ich.
 Nun habt ihr den Kram vernommen.“
 Rabbod streich mit beiden Händen
 Sich den krausen, langen Bart,
 Schlägt die Faust dann auf die Platte
 Des gewalt'gen Auszugtisches,
 Rummend so zum Sohne redend:
 „Narr du, dreifach blöder Thor:
 Nach verliebter Ocken Weise
 Wirfst du um dich, so vernimm:
 Ein für alle Mal verbiete
 Ich die Wege zu der Dirne.
 Sollst dich nimmer ehr beweiben,
 Bis ich selbst die Schnur gesucht,
 Denn der Vater weiß am Besten,
 Wer dem Sohn zur Wirthschaft taugt,
 Somit basta!“ — „Meine Wahl!“
 Brüllt jetzt Gürge, „treß ich, Vater!
 Bin kein Kind am Gängelbände,
 Brauche keinen Vormund mehr,
 Weil ich selbst zu reden weiß.
 Tritt mir einer in die Wege
 Die ich gebe, wahrlich dem
 Werf ich sonder viel Besinnen
 Einen Holzkloß vor die Füße,
 Daß er hinken soll zeitlebens.“
 Spricht es, wirft sein breites Messer
 Auf den Tisch und geht hinaus;
 Rabbod schaut ihm lächelnd nach:
 „Kommt einst Zeit schon noch und Stund',
 Narr für dich, nicht rathsam scheint
 Heut den Querkopf noch zu reizen,
 Wie man auch den Wolf nicht reizt,
 Wenn er schnaukend in das Gitter
 Seiner Eisenstäbe beißt;
 Mag er drum sich toll geberden.“
 Drauf sucht Rabbod müd sein Lager,
 Hat nicht acht des rothen Gürgen,
 Der jetzt durch das Kammerfenster
 Leise steigt und nach dem Walde
 Giltig schreitet, Flüche murmelnd.
 (Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Krieger.

Erlebnisse eines Offiziers in Spanien im Jahre 1808.

Mitgetheilt von J. K.

(Fortsetzung.)

Benige unserer Leute waren auf diese Art nach Aguera zu uns entkommen; die meisten hatten sich nach Cadagua zurückgeflüchtet. 13 Mann fand man in Quintanilla ermordet, worunter mein Bursche mit zehn Wunden. Mein Esel lag getödtet neben ihm. Zum Glück mochte der Feind wegen des sich immer mehr entfernenden Feuers der Schlacht und wegen der Nähe unserer Kolonnen keinen Muth haben. Sonst hätte er mit seinen 400 Pferden, denen wir kaum etwas entgegen setzen konnten, uns ungeheuren Schaden thun können. 600 bis 800 Soldaten von allen Korps, die sich gegen Cadagua hin wieder gesammelt, hatten sogar den Muth, unter Anführung eines Offiziers und eines Arztes geschlossen durch Quintanilla zu marschiren. Der Feind ließ es geschehen und schickte ihnen nicht einmal eine Paßkugel nach. Endlich, als er unsere Kolonne in der Direction von Villarcayo erblickte, erwachte er aus seiner Ungewißheit und marschirte parallel mit uns nach Medina. Hier brach die feindliche Kolonne Nachts um 12 Uhr auf, ging bei der Martins-Brücke über die Nela, schlich sich nahe an den Vorposten von Villarcayo vorbei und entkam über Manzanedillo.

Sobald ich Alles im Rücken im Reinen hatte, ging ich auf Medina los und fand da keinen Feind mehr. Ich ließ die Bornehmsten des Städtchens vor mich in's Bivouak führen und fragte sie aus, während ich Wein und Brod liefern ließ. Sobald ich mit Allem im Reinen war, folgte ich dem Feind auf dem Wege, den er genommen hatte. Wir fanden seine Kanonen, die er in einem Anfall von panischem Schrecken verlassen zu haben schien. Es wurde hierüber ganz dunkel. Hoffnung war nicht da, etwas weiteres auszuführen. Ich ging also nach Villarcayo und erstattete dem Marschall Rapport.

Ich erzählte ihm alles, was ich wußte, wenigstens eben so derb, als ich es hier vorgetragen habe, ungeachtet seine Adjutanten mich einmal um das andre mal zupften, um still zu sein. Der Marschall, der jetzt erst ganz einsah, welche Fehler vorgegangen wa-

ren, fluchte, wie ein Türke, schalt über unsere ungeheure Indisciplin, über die Ungeschicklichkeit seines Generalstabes 2c. und schwur mit den komischsten Kraftausdrücken, es solle anders werden.

„Ich käme ihm“, fuhr er fort, „eben gelegen. Er wolle nicht mehr den Feind rund um sich herum sehen, ohne zu wissen, wie er daran sei. Es sollten 12 Voltigeurs-Kompagnien im Korps auserlesen werden, um ein eignes Avantgarden-Regiment von 2 Bataillons zu formiren. Eines davon solle der Bataillons-Chef Pigne vom 58. Regiment, das andere solle ich kommandiren. Diese 2 Bataillons, nebst etwas Kavallerie, sollten als ständige Avantgarde des 4. Korps unter dem Oberbefehl des Oberst Buquet, vom 75. Regiment, stehen 2c.“

Ich erhielt eine schriftliche Ordre für den General Leval, kam um Mitternacht endlich zu ihm zurück, holte, nachdem ich ihm über Alles Auskunft gegeben hatte, die Badischen und Nassauischen Voltigeur-Kompagnien aus dem Lager und begab mich auf das Rendezvous außerhalb der Vorposten von Villarcayo. Der Marschall erschien den 13. Morgens 8 Uhr in Person und bildete das erste Bataillon aus den Voltigeur-Kompagnien des 28., 32. und 58. Regiments, das zweite aus den Voltigeuren vom 75. Regiment, von Baden und von Nassau. Er hielt darauf eine Rede, die wegen ihrer Energie und Sonderbarkeit verdiente aufgezeichnet zu werden, wenn hier der Platz dazu wäre, las uns ein fürchterliches Kapitel über die bisherige Zügellosigkeit, Insubordination, Raub- und Freßbegiede, stellte ein nicht schmeichelhaftes Bild der Franzosen der jezigen Zeit gegen die Franzosen seiner Zeit (d. i. der Revolutions-Zeit) mit den abstechendsten Farben auf, ging dann zu unserer Bestimmung über, die Armee zu eclairiren und zu decken, und endlich zu den Männern, die er ausgesucht habe, die Avantgarde wegen der guten Eigenschaften, die er an ihnen entdeckt habe, zu führen. Er stellte uns Kommandeurs dann feierlich vor und ließ uns mit einigen kräftigen Flüchen abmarschiren.

Wieder eine der sonderbarsten Situationen meines Lebenslaufs. Nachdem ich alle meine Bagage bis auf das letzte Sacktuch und selbst die Sporen verloren hatte, deren ich mich bei dem abscheulichen Nachtmarsche vom 10. auf den 11. in den Felsen

des Magdalenenschlundes entledigt hatte, um sie mit meinem Esel zu verlieren, mit ermüdeten Pferden ohne Eifer, wovon das beste bald krepirte, selbst durch übertriebene Anstrengung beinahe stumpf gemacht, mit halb zerrissenen Kleidungsstücken, mit faulenden Stiefelsohlen — befand ich mich auf einmal an der Spitze eines Bataillons, das zweierlei Sprachen sprach und unter Männern, von denen ich Niemand kannte außer meine Landsleute. Wie vom Himmel gefallen stand ich an der Spitze eines ausgesuchten Corps, wo die Blicke der ganzen Armee auf mich gerichtet waren. Der Oberst Buquet war ein tapferer, stiller Mann, der im vorigen Krieg führen nach und nach zu allen Auszeichnungen gelangt, gewohnt, Untergebene zu haben, die am Jädchen ihren Dienst kennen, in einem Alter von 40 Jahren wenigstens schon 60 erreicht hatte und so nur noch zusehen zu wollen schien, wie sich andere unter ihm sauer werden ließen. Mein Kamerad Pigne war ein Gaskogner und sader Schwäger, aber ein sehr braver, sehr erfahrener Soldat, der auf Ordnung und Dienst hielt, und mich, wenn wir beisammen waren, gern unterjochte, wie er den Oberst unterjocht hatte, der nur that, was Pigne befahl. Die dritte Person war der Adjutant-Major vom 75. Regiment, ein braver, wohlgedienter Marseiller, der sein Reglement auch auf ein Haar wußte und mich eine Zeit lang mit ziemlicher Geringschätzung behandeln wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Alfieri's Flucht aus Paris.*)

Aus seinen Memoiren übersetzt und zusammengestellt von Anna Löhn.

Alfieri's bewegtes, wechselreiches Leben führte ihn mehre Male nach Paris und gerade zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution.

*) Der große italienische Tragödien-Dichter, Graf Vittoria Alfieri, hat mit dem größten der deutschen Dichter, mit Goethe, ein Geburtsjahr. Er wurde den 17. Januar 1749 zu Asti in Piemont geboren und starb zu Florenz den 8. October 1803.

Länger als ein Jahr hatte der Dichter Gelegenheit, dieser keimenden und mit Riesenschritten emporwachsenden Zeichen der höchsten Unzufriedenheit des Volkes in immer drohender werdenden Tumulten zu beobachten. Er schreibt über seinen vorletzten Aufenthalt in Paris, den die Gräfin Albani, seine Freundin und Lebensgefährtin, mit ihm theilte, Folgendes:

„Seit dem April des Jahres 1789 lebe ich in ununterbrochener Seelenangst, denn es steht zu befürchten, daß einer der zahllosen Tumulte, welche Paris seit der Zusammenberufung der General-Staaten täglich bewegen und durchzittern, es mir unmöglich machen werde, die Herausgabe meiner Tragödien zu vollenden, und daß ich, nach so viel Mühe, Kosten und Anstrengungen, die ich an dies Unternehmen setzte, Angesichts des Hafens untergehen, scheitern muß. Aus allen Kräften beeilte ich mich, sie zum Drucke bereit zu machen, aber leider! so thaten die Buchdrucker in der Druckerei des Herrn Didot nicht. Sie beeilten sich nicht mehr meine Tragödien zu drucken, sie eilten, sich, gleich Andern, in freie Männer und Politiker umzuschaffen; sie brachten ihre Zeit mit Gesetzmachen, Zeitungenlesen hin, anstatt zu setzen, zu drucken, zu corrigiren und die nöthigen Abzüge meiner Werke zu Stande zu bringen. Ich glaubte oft närrisch werden zu müssen vor Ungeduld und Zorn.

Wie groß war daher meine Freude, meine Genugthuung, als endlich demohngachtet der ersehnte Tag anbrach, an welchem die vollendeten, sorgfältig eingepackten Tragödien, die mich so viel Schweiß, so viel Angst gekostet hatten, nach Italien und anderwärts spedirt wurden.

Aber das Vergnügen währte nicht lange. Die Gährung in diesem Babylon wurde immer furchtbarer, Sicherheit und Ruhe immer mehr gefährdet und mit jedem Tage vermehrten sich die Vorboten einer noch düsterern Zukunft. So beobachtete ich ein Jahr lang in schweigendem Unwillen die Fortschritte der bejammernswürdigen Wirkungen, welche sich aus der gelehrten, überweisen Unerfahrenheit dieser Nation ergaben und ergeben mußten. Ueber Alles weiß sie mit Selbstgefälligkeit und zur Genüge zu schwagen, aber Nichts vermag sie zum guten Ende zu führen. Ihr fehlt das praktische Verständniß bei Führung

und Leitung der Menschen, wie schon unser politischer Prophet Macchiavelli scharfsinnig bemerkte. Tief betrübt, die heilige und erhabene Sache der Freiheit von diesen Halbphilosophen fortwährend in den Staub getreten zu sehen, angewidert von dem Glanze so vieler Irrlichter, so vieler Halblichter, niedergeschmettert endlich sehen zu müssen, wie die militärische Uebermacht und advocatorische Unverschämtheit als Basis der Freiheit betrachtet wurden, vermochte ich nichts mehr so heiß und sehnlich zu wünschen, als für immer dies pesthauchende Hospital verlassen zu können, welches die Unheilbaren und die Narren umschloß."

Diese glänzende Kritik über die damaligen Zustände in Frankreich, welche unbestritten auch auf ähnliche Ereignisse in der Neuzeit vielfache Anwendung erleidet, schrieb der Dichter wie bereits erwähnt wurde, ehe er sich zum vorletzten Male aus Paris und dem Königreich entfernte. Leider veranlaßten sowohl seine, als seiner Freundin Verhältnisse und Interessen, eine abermalige Rückkehr dahin, welche in das Jahr 1791 fiel. Alfieri gedenkt dieses Wiedereinzugs in Paris mit den Worten:

„Und so ließen wir uns wiederum einkerkern in die großartigste Cloaque der Welt, wo die unerbittlichen Verhältnisse uns hinriefen, gegen unsern Willen festhielten und uns sogar zwangen ernstlich daran zu denken, von jetzt ab unsern fortwährenden Aufenthalt darin zu nehmen.

Ungefähr zwei Monate brachten wir mit Suchen und Neubliren eines neuen Hauses zu, welches zu Anfang des Jahres 92 bezogen wurde und eines der elegantesten und bequemsten war.

Jeden Tag hoffte man die unerträglichen Wirren der öffentlichen Angelegenheiten durch irgend etwas Aehnliches, wie ein System, gelichtet zu sehen, aber immer mehr und mehr verzweifelte man zuletzt an der Erfüllung einer solchen Hoffnung.

In diesem entsetzlichen Zustande des Schwankens, der Ungewißheit, schleppten wir unser Leben dahin, gleich allen Andern, die so wie wir, von den Verhältnissen gezwungen waren, sich in Paris oder überhaupt in Frankreich aufzubalten.

Seit länger als zwei Jahren hatte ich mir alle meine Bücher, so zu sagen: meine Handbibliothek,

welche ich im Jahre 83 in Rom zurückließ, von dort nach Paris kommen lassen und seit dieser Zeit war ich sowohl in Paris, als auf meinen Reisen in England und Holland bedacht gewesen, sie um verschiedene bedeutende Werke zu bereichern. Wenige nur fehlten mir noch, die meiner beschränkten literarischen Sphäre, hätten nützlich und nothwendig sein können. Umgeben von meinen Büchern und der theuern Lebensgefährtin, welche häusliche Glückseligkeit blieb mir da noch zu wünschen übrig?

Keine! nur die tröstende Aussicht fehlte, daß ein solcher Zustand dauernd sein werde. Dieser Gedanke war es auch, der mich von jeder ernstlichen Beschäftigung abzog und mich, um nicht ganz unthätig zu sein, zum Uebersetzer des Virgil und Terenz machte.

Weder während meines letzten noch frühern Aufenthaltes in Paris, habe ich jemals mit einem jener falschen Freiheitsfabricanten verhandeln oder auch nur einen von ihnen von Angesicht kennen lernen mögen. Sie flößten mir einen unbesiegbaren Widerwillen ein und nur mit der größten Verachtung konnte ich auf sie herniederblicken. Selbst bis zu diesem Augenblicke, in welchem ich schreibe, also länger als vierzehn Jahre, seit diese tragische Posse, oder possenhafte Tragödie spielt, kann ich mich rühmen, meine Zunge, mein Auge und Ohr jungfräulich rein bewahrt zu haben, indem ich nie einen jener fränkischen Herrscher-Sklaven, noch einen ihrer sflavischen Miethlinge hörte, sah oder sprach."

Dies Geständniß des Dichters, auf welches er selbst großen Werth zu legen scheint und das er mit einer Art Selbstgefühl und edlem Stolze ausspricht, ist nicht, wie hin und wieder behauptet worden sein soll, als der Ausfluß eines starr-aristokratischen Sinnes zu betrachten. Im Gegentheil wird es, in Zusammenhang gebracht mit einer frühern Aeußerung Alfieris über Adel und Noblesse, den er allerdings selbst und im vortheilhaftesten, ehrenvollsten Sinne angehörte, ein Beleg für die Reinheit und Höheit, welche in seinem Innern das Heiligthum der Idee der Freiheit, vor jedem Wahne schützten.

Durchaus nicht blind für die erblichen Schwächen und Uebel seines Standes, äußert er sich bei Erzählung seiner Geburt in nachstehender Weise:

„Ich wurde von adligen, wohlhabenden und ehrenhaften Eltern geboren. Mit Absicht erwähne ich diese drei Eigenschaften, denn ich sahe darin einen besondern Glücksumstand für mich aus folgenden Gründen.

Das Geborenwerden in der Klasse der Edlen verschaffte mir den unberechenbaren Vortheil, ohne den häßlichen Flecken und im andern Falle möglichen Vorwurf eines gemeinen Neides, den Adelsstand an sich selbst verachten zu können und seine Lächerlichkeiten, Mißbräuche und Laster ohne Schonung aufzudecken. Zugleich aber half mir der nützliche, gesunde Einfluß der Noblesse dazu, niemals und in keine Weise die Kunst zu beslecken, die ich später zu der meinigen machte.

Daß ich im Wohlstande geboren wurde, erhielt meinen Blick frei und rein und hatte zur Folge, daß ich nie etwas anderm, als dem Wahren diene. Die Ehrenhaftigkeit endlich meiner Erzeuger machte, daß ich nie nöthig hatte, mich meines Adels zu schämen. Hätte eine der genannten drei Eigenschaften meinen Eltern gemangelt, so hätten meine Werke in einer oder der andern Weise sicherlich entgelten müssen und ich wäre durch solchen Zufall ein schlechterer Dichter und schlechterer Mensch geworden, als ich ohne denselben vielleicht nicht wurde.“

(Schluß folgt.)

Robert Schumann.

Am 29. Juli, Nachmittags 4 Uhr, ist in Endenich bei Bonn*) der genialste deutsche Componist der Gegenwart, Robert Schumann, verschieden und wurde am 31. Juli Abends auf dem Kirchhofe zu Bonn beerdigt. So schmerzlich der Todesfall seinen Verehrern ist, so trat er doch nicht unerwartet und plötzlich ein. Bereits seit zwei Jahren, seit Schumann in einen unheilbaren Irzsinn verfallen, hat die Welt sich gewöhnt, ihn als gestorben zu betrachten. Das Schicksal Robert Schumanns bildet einen neuen Ring in jener Kette von Lebenstragödien, an denen die Geschichte jeder Kunst reich ist. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, zu untersuchen, wie weit das er-

*) Ein Schreibfehler hat in der Todesanzeige Schumanns in voriger Nummer „Düsseldorf“ fälschlich als den Sterbeort des Meisters angeben lassen.

D. R.

schütternde Ende dieses Meisters in seiner Natur mit begründet gewesen, und wie weit äußere Verhältnisse zu demselben beigetragen haben. Vielmehr wollen diese Worte, als flüchtig skizzirtes Bild seines Lebens und Wirkens, eine Mahnung sein, das Andenken eines Mannes zu feiern und heilig zu halten, eines Mannes, wie sie weder unsere noch irgend eine Zeit zahlreich besitz.

Robert Schumann wurde am 8. Juli 1810 zu Zwickau geboren. Sein Vater, der Buchhändler August Schumann, bestimmte den heranreisenden Jüngling für die Rechtsstudien. Schumanns durchaus künstlerischer Natur (bereits der dreizehnjährige Knabe erregte als Pianofortspieler Aufsehen) widerstrebten dieselben so sehr, daß er schon auf der Universität Leipzig, die er zunächst bezog, sich mehr und mehr der Musik zuwendete. Einen Impuls für seine ganze Lebensrichtung gab in Heidelberg J. Thibaut, der selbst ein anerkannter Jurist, zu den bedeutendsten Musiktheoretikern zählte, und die schwankende Entscheidung des hochbegabten Jünglings zu Gunsten der Musik feststellte.

Schumann kehrte nach Leipzig zurück, um sich fortan allein der Kunst zu widmen. Seine virtuose Ausbildung wurde durch eine Fingerlähmung gehemmt. So trat er zuerst fast gleichzeitig als Componist und als musikalischer Schriftsteller auf. Zener ersten Periode von Schumanns Thätigkeit (in den dreißiger Jahren) verdanken wir die originellen Pianofortcompositionen: „Papillons“, „Davidsbündlertänze“, „Kinder-scenen“, „Intermezzi“, „Variationen“, „Kreisleriana“, „Novelletten“, „Phantasiestücke“ etc. Was praktisch auf dem Gebiete der Composition von Schumann und einer Anzahl gleichgesinnter junger Freunde in's Werk gesetzt wurde, verfocht theoretisch die „Neue Zeitschrift für Musik“, an deren Spitze Robert Schumann als Herausgeber trat. Die Forderung poetisch-musikalischer Ideen, wirklich geistigen Gehaltes, anstatt des leeren Formenwesens, charakterisirte die neue Richtung, die eben darum ganz folgerecht für das tiefere Verständniß Beethovens stritt, und die endliche allgemeine Anerkennung Franz Schuberts durchsetzte. — Wie immer, wenn es etwas Neues galt, erschrafen die Föpfe, und erbosten sich weidlich. Wie noch jetzt als „Zukunftsmusiker“,

so sollten damals die jungen vorwärtstrebenden Künstler als „Neurömantiker“ gebrandmarkt werden. — Sie selbst nannten sich im fecken Humor „Davidsbündler“ und in der „Neuen Zeitschrift f. M.“ schlugen sich die jungen Davide mit allen Philistern herum, ohne dabei zu vergessen, daß im Wesentlichen das Schaffen hauptsächlich die Kunst fördert.

Eine zweite Periode für Robert Schumann begann in den ersten vierziger Jahren, kurz nach seiner Verheirathung mit der gefeierten Pianofortevirtuosin Clara Wieck. Schumann und seine Braut hatten schwere Kämpfe weltlichen Rücksichten gegenüber bestehen müssen, ehe sie sich angehören durften. Um so reiner und und ungetrübter waren die nun folgenden glücklichen Jahre. In ihnen entstanden eine große Anzahl jener unsterblichen „Lieder“, deren Innigkeit, Schmelz und Farbenzauber unwiderstehlich auf den Hörer wirkt. — In ihnen erschlossen sich die Pforten des Leipziger Gewandhaussaales, dieses altberühmten Kunsttempels, den ersten Werken des jungen Meisters. Sein großes Quintett und seine Quartette, seine „erste Symphonie“ (in B-dur) und endlich das bekannteste und bedeutendste seiner Chor- und Orchesterwerke „Das Paradies und die Peri“ (Dichtung aus „Lalla Rookh“ von Thomas Moore) gelangten zur Aufführung. Gleichzeitig übergab R. Schumann die Redaction der „Neuen Zeitschrift für Musik“ an deren gegenwärtigen Herausgeber Franz Brendel, und betheiligte sich dafür als Lehrer am neuen Conservatorium der Musik in Leipzig. —

Im Jahre 1844 siedelte Schumann nach Dresden über, das damals noch verschiedene andre bedeutende Tonsetzer (Richard Wagner, Ferdinand Hiller) sein nannte. Er suchte sich hier, hauptsächlich durch Gründung des (jetzt unter Leitung des Musikdirektor Pfrezschner stehenden) Chorgesangsvereins einen Wirkungskreis zu schaffen. Im Ganzen scheint er in Dresden nicht den rechten Boden gefunden zu haben und nahm deshalb nach einigen Jahren die Stelle eines Musikdirektors zu Düsseldorf an. — Sein Schaffen war ein unablässiges und unermüdliches. Der ersten Symphonie war die großartige „zweite Symphonie“ (in C-dur)^{*)}, die „dritte Sym-

*) Ueber dieselbe siehe die Schrift: „Schumanns zweite Symphonie“, von Ernst Gottschald, Leipzig 1850.

phonie“ (in Es-dur) und endlich die „vierte Symphonie“ (in D-moll und in einem Satz), gefolgt. Im Jahre 1850 wurde seine Oper „Genoveva“ zuerst auf dem Stadttheater zu Leipzig zur Aufführung gebracht. Bis jetzt ist nur die Weimarsche Hofbühne unter Franz List mit der Darstellung nachgefolgt, jedenfalls aber wird die „Genoveva“, gleich so manchem andern bis heute nicht anerkannten Werke des Meisters eine Zukunft haben. Schumann schuf ferner die schöne Musik zum zweiten Theile von Göthes „Faust“, zur „Braut von Messina“ etc. Kurz nach seiner Niederlassung in Düsseldorf componirte er als zweites großes Werk für Soli, Chöre und Orchester, die „Pilgerfahrt der Rose“ — Märchendichtung von Moriz Horn. — Aehnliche Werke dieser Gattung waren ferner „der Königssohn“, „das Glück von Edenhall“ (Balladen von Uhland), u. s. w. Hochbedeutend war seine Ouverture und Musik zu Byrons „Manfred“. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die ganze Zahl seiner Werke anführen, denn auch in diesem Zeitraume erschienen von ihm noch eine Reihe von Balladen und Liedern, von größeren und kleineren Pianofortewerken, so daß der Catalog seiner Compositionen schon jetzt weit über hundert Nummern hinausragt, und noch ist Bedeutendes nicht veröffentlicht. Viele seiner Intentionen sind noch unausgeführt geblieben; so enthalten z. B. die Briefe an Moriz Horn mehr als einen Entwurf und Vorschlag zu gemeinschaftlichen größeren Werken, so hatte R. Pohl ein Oratorium „Luther“ für Schumann gedichtet.

Inmitten dieses regen künstlerischen und eines im Ganzen glücklichen Familienlebens fiel die Katastrophe von Schumanns Wahnsinn. Kurz nach Rückkehr von einer triumphgekrönten Kunstreise nach den Niederlanden, im Februar 1854, trat das erschütternde Ereigniß ein, welches den Künstler seiner zahlreichen Familie und der Welt seines Wirkens auf immer entreißen sollte. Wie bei dem unglücklichen Dichter Nikolaus Lenau haben wohl tausenderlei Fäden, die schwer völlig zu entwirren und zu prüfen sein möchten, zu dem Unheilsgewebe dieses Irrsinns beigetragen. Solche Ereignisse lassen sich nicht leicht hin aus dem Einen oder dem Andern erklären.

Schumanns Tod wird nicht wohl sofort eine

völlige Anerkennung für ihn herbeiführen, wohl aber den Beginn einer solchen bezeichnen. Es pflegt ja stets so zu sein, und die Welt weiß erst was sie verloren hat, wenn es geschehen ist. —

Ueber Robert Schumanns künstlerische Natur, die so phantastevoll, so reich, so eigenartig gewesen, über den Werth und die Bedeutung seiner hier aufgeführ-

ten großen Werke, über einzelne Partien seines reichbewegten Künstlerlebens sprechen sich wohl in nächster Zeit Mitarbeiter dieser Blätter, von denen manche dem Meister näher gestanden, ausführlicher aus. — Ein des Todten würdiges biographisches Denkmal wird wohl nicht allzulange auf sich harren lassen.

△

Jeuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung.

* Die „Wiener Monatschrift“ (s. u.) nimmt seit ihrem Bestehen oft und gern Partei für die Anerkennung und Aufführung der dramatischen Dichtungen Franz Grillparzers. Wir begrüßen dies um so freudiger, als die „Abend-Zeitung“ sich bereits seit einigen Jahren im ähnlichen Sinne ausgesprochen hat und besonders den Bühnen das (in dieser Saison am Wiener Hofburgtheater neu einstudirte) Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende“ empfahl.

* Von Gisbert Freiherrn Vincke, der als Herausgeber altenglischer Gedichte („Rose und Distel“) und westphälischer Sagen genannt wurde, erschien kürzlich ein einactiges Lustspiel in Versen: „Zeitvertreiber“ betitelt. —

* In Commission von Heinrich Matthes in Leipzig kommen demnächst „Zwei Dramen“ von Baron Fiercks, einem Piefländer, heraus. Das deutsche Rußland stellte überhaupt in neuerer Zeit manches Contingent zur Literatur. —

Musik.

* Der dänische Componist Siegfried Saloman hat eine neue Oper (Dichtung von Wolfgang Müller von Königswinter) vollendet. Eine frühere „Das Diamantkreuz“ wurde vor einigen Jahren in Leipzig gegeben.

* Das Comité der Mozart-Säcularfeier in Salzburg hat nun das Programm der dabei stattfindenden Concerts veröffentlicht. Wir werden dasselbe in einer der nächsten Nummern mittheilen.

* Auf dem Gebiete der Pianoforte- und Liedercomposition ist in letzter Zeit manches Interessante und Beachtens-

werthe erschienen oder in Aussicht gestellt, das wir unsern musikliebenden Lesern und Leserinnen empfehlen. Dahin gehören z. B. neue Liederhefte von Anton Rubinstein, von Emanuel Klisch (Em. Kronach). Ferner nennen wir die „Variationen für zwei Flügel“ von Otto Singer, die im vorigen Winter in den Abonnementsquartetten im Leipziger Gewandhaus mit Beifall gespielt wurden.

Neue Belletristik.

* August Becker in München hat im Verlag von Gustav Heckenast in Pesth soeben einen Band „Novellen“ erscheinen lassen, — Dorf- und Stadtgeschichten aus der Pfalz, aus alter wie aus neuer Zeit — von denen früher schon einige in Zeitschriften erschienen. Der Verfasser verheißt in der Vorrede für die Zukunft größere, farbenreichere Gemälde mittelalterlichen Volkslebens. —

* Der neue Roman von Willibald Alexis „Dorothea“ erfreut sich, wie überhaupt die letzte Werke des Autors einer sehr regen Anerkennung und Theilnahme von Seiten der Presse, einer Theilnahme, die dem Walter Scott Preußens wohl zu wünschen, und die er schließlich zu fordern berechtigt ist. —

Zur Journalistik.

* Die von Franz Brendel herausgegebenen „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ werden auch im nächsten Jahre rüstig fortgesetzt werden. Die neuesten Hefte bringen einen Revueartikel Schlönbachs über „neuste Literatur“, einen Artikel über „Schopenhauers Philosophie und die Musik“, eine kurze Uebersicht über „Die epische Dichtung“ der letzten Jahre, (wohl hauptsächlich zur Orientirung für Musiker bestimmt) einen Aufsatz „deutsches Litteratenthum“ — eine Contraverse über „gebundene und ungebundene Rede“ in der dramatischen Musik u. s. w.

* Eine der bedeutendsten deutschen Zeitschriften ist gegenwärtig die „Wiener Monatschrift für Theater und Musik“, welche die schwierige und undankbare Aufgabe, zur Bühnenreform mitzuwirken, mit Consequenz verfolgt. Den unkünstlerischen Directionen, welche die Kunst für Waare halten, den ungebildeten und eiteln Nimen, dem Schwindel der Theateragenturen und der erbärmlichen, bezahlten Lobhudelei der Theaterblätter wird mit Strenge entgegengetreten, dagegen wahres Verdienst in Bezug auf Bühnenleitung, ächte Kunstleistungen seitens der Darsteller hervorgehoben, — die kräftig emporstrebende dramatische Dichtung der Gegenwart gewürdigt und gefördert. — Die „Wiener Monatschrift“ enthält größere und kleinere Artikel, (ästhetischen, dramaturgischen, biographischen Inhalts) regelmäßige Uebersichten über die Leistungen sämtlicher Wiener Bühnen, Correspondenzen, und eine monatliche Rundschau. —

Correspondenz.

Dresden, Anfang August 1856.

Seit dem 20. Juli ist Herr Bogumil Dawison wieder auf unserer Bühne thätig, seit dem 27. Juli war Fräulein Marie Seebach hier. Ich muß daher eilen, Ihnen Bericht zu erstatten, um nicht wieder in fünf- bis sechswöchentlichen Rückstand zu gerathen, wie es meiner letzten Correspondenz ergangen war. Herr Dawison trat zuerst als Franz Moor in den Räubern auf, dann als Carlos in Clavigo, als Baron von Tourbieres in der Lady Tartüffe, als Mephisto, Hansjürge, Bonjour, und zuletzt als Alba in Egmont. Bei seinem ersten Wiederauftreten war das Haus trotz der erhöhten Preise in ungewöhnlicher Weise überfüllt, und sogleich bei seinem Erscheinen auf der Bühne wurde der berühmte Darsteller mit dem lautesten Beifall begrüßt, der sich im Verlauf des Stückes zum stürmischsten Enthusiasmus steigerte. Neunmal wurde Herr Dawison hervorgehoben. In der That feiert aber auch die Darstellungskunst dieses Schauspielers in der Gestalt des Franz Moor einen ihrer großartigsten Triumphe. Nicht indem er darin wie in so vielen seiner andern Rollen selbstschöpferisch auftritt, sondern indem er sich und seine Geisteskraft mit wahrhafter Selbstverleugnung unter die Herrschaft des dichterischen Werkes beugt, macht er diese Leistung, insbesondere für Anfän-

ger auf der Bühne, zu einem nicht genug zu schätzenden Phänomen, zu einem wahren Muster des Studiums und des Fleißes. Schelten Sie mich keinen Enthusiasten: ich kann nicht mäkeln und kleinlich abwägen, wo ich, wie hier, bewundere und anstaune.

Wie meisterhaft spielt Dawison den Carlos in Clavigo! — Der geniale Künstler weiß sehr wohl, daß dieser Charakter nicht in die Klasse der sogenannten Intriguants oder unter die Bösewichter gehört, sondern mit gebildetem Auge und scharfem Blicke hat er die Grenztheile herausgefunden, die Göthe zwischen dem diplomatisch berechnenden, klugen und praktischen Weltmann und dem gemüthlosen, kaltherzigen Bösewicht gezogen hat. So stellt er uns denn den Freund Clavigos mit einer so geistvollen Consequenz, einer eben so vornehmen und feinen als natürlichen und ruhigen Haltung dar und läßt seine Dialektik mit einer solch ungezwungenen Leichtigkeit der Sprache spielen, daß Niemand seiner Auffassung wie seiner künstlerischen Darstellung die volle, reelle Berechtigung absprechen kann. — Was schafft sein Genie ferner aus der undankbaren Rolle des Baron von Tourbieres in der Lady Tartüffe! u. s. w.

Von Dawison zu Fräulein Marie Seebach ist kein großer Sprung, da man für diese Künstlerin den Zunamen des „weiblichen Dawison“ erfunden hat. Indessen widersprechen sich die Urtheile über die schnellberühmtgewordene junge Künstlerin auffallend untereinander. Die Einen behaupten, nie eine schönere und entzückendere Darstellung des Gretchen gesehen zu haben, andere tadeln den zu weit gehenden Naturalismus und die allzu minutiöse Detail-Ausführung ihrer Darstellungsweise, noch andere aber sehen in ihrer Naivität nur Berechnung und Künstelei, im Ausdruck ihres Schmerzes Ueberreizung. Aus alledem, was über sie gesagt ist, geht indeß mit unzweifelhafter Gewißheit hervor, daß Fräulein Seebach eine der bedeutendsten Künstlerin der Gegenwart ist, mag man an ihr tadeln und aussetzen haben was man wolle. Einzelnes in ihrer Darstellung des Gretchen, z. B. die Scene, wo sie über der Leiche ihres Bruders Valentin weint, ist so großartig, daß man dreist sagen darf, es gehört zu dem Größten, was die Bühnenkunst zu leisten vermag. Daneben dürfte freilich ein stellenweis allzuforcirtes nicht zu läugnen sein, und es wird zum Verständniß vor der Hand genügen, wenn ich Ihnen sage, daß Fräulein Seebachs Darstellungen des Gretchen, des Clärchen und der Julia die obenerwähnten Widersprüche trotz allem Enthusiasmus fanden, — während ihre Adrienne Decouvreure (leider noch immer ein französisches Paradespferd

unserer deutschen Schauspielerinnen) in der Abschiedsvorstellung sich ungetheilten Beifalls erfreute.

Leipzig, August 1856.

Im Begriff, Ihnen zu schreiben, traf bei uns die Nachricht vom Tode Robert Schumanns ein, die, wie Sie wohl denken mögen, den Kreis der hiesigen ächten Kunstfreunde tief erschüttert hat. Alle Erinnerungen an jene glücklichen Jahre, in denen hier Robert Schumann und Felix Mendelssohn gemeinschaftlich lebten und schufen sind ja wieder wachgerufen worden.

Erst vor wenigen Monaten feierten wir in einem Kreise junger Künstler (der unter dem Namen „Auffschwung“ hier besteht) Schumanns Geburtstag. Wie hätten wir damals, als bei Anhörung eines seiner herrlichen Quartette, einiger seiner Lieder, Jeder von uns dem großen Künstler baldige Genesung wünschte, seinen baldigen Tod ahnen sollen! — Möge Leipzig, das vor allem dazu Ursache hat, Schumann eine würdige Todtenfeier veranstalten!

Es fällt uns einigermaßen schwer, in den herkömmlichen Ton eines Referates einzulinken. In dem Gefühle eines wirklichen Schmerzes entschließt man sich immer ungern, sich gehabter Genüsse zu erinnern und es will dies bald als Unrecht erscheinen. —

Bei Gelegenheit unsers letzten Referats zur Pfingstzeit gedachten wir der ersten Aufführung des „Narcis“ von E. Braehvogel. Derselbe erfreute sich hier außerordentlichen Erfolges, und behauptete sich einige Zeit auf dem Repertoire. Indessen ist in der öffentlichen Meinung in Bezug auf dieses Stück einigermaßen ein Rückschlag eingetreten — und mindestens wird „Narcis“ keinen Platz neben Tempelweis „Alitännestra“ behaupten können, mit dem er blos die Anfangschicksale in Bezug auf schnelles Sensationsmachen theilte. In den hier herauskommenden „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ spricht A. Schloenbach ein kategorisches Verdammungsurtheil über den „Narcis“ aus, was uns, wenn nicht schon dem Stück, so doch jedenfalls dem Dichter gegenüber zu hart bedünken will. —

Seit dem „Narcis“ nahmen zwei weitre Neuigkeiten:

„Ella Rosa“, Guskows neuestes Drama, und „die Liebeslängner“, lyrisches Lustspiel von Wilhelm Jordan, die Aufmerksamkeit in Anspruch. „Ella Rosa“ hat hier im Ganzen bessere Theilnahme gefunden als in Berlin. W. Jordans Liebeslängner wurde gelegentlich des Gastspiels des Fräulein Janauschel von Frankfurt am Main zur ersten Aufführung gebracht. Das in reizenden Versen geschriebene Stück kann trotz seiner Verwandtschaft mit Moretos „Donna Diana“ einer guten Wirkung auf ein gebildetes und für harmonische Feinheit der Bildung und des Lebens empfängliches Publikum gewiß sein. — Es ist einem bei diesen „Liebeslängnern“ zu Muth, als sei man aus den Gestrüppen und Kohlgärten der meisten deutschen Lustspiele wieder einmal in einen gut und geschmackvoll angelegten, wenn schon nicht großartigen Park gekommen, darin man sich mit Behagen ergeht. —

Uebrigens thuen die Frankfurter Recht, in Fräulein Janauschel eine vorzügliche, vielseitige und in gewissen Rollen sogar bedeutende Darstellerin zu ehren. Wir verdanken ihr auch die Neuaufführung des bereits im Winter erschienenen und der Kalt Sinnigkeit des Publikums zu lieb so bald zurückgelegten Laubeshen „Esser“. — Der französische Schauspieler Devaffor hat auch hier gastirt und sein Publikum gefunden. —

Einen Beweis für das trotz vieler schlechter Theaterjahre noch immer nicht geschwundene Interesse des hiesigen Publikums an seiner Bühne gab ein ansehnliches Vermächtniß der kürzlich verstorbenen Frau Bertha Morgenstern an unsern Theaterpensionsfond. —

Das wichtigste Verkommniß in der musikalischen Welt war das am 22. Juni in der Paulinerkirche stattgehabte Concert des Niedelschen Gesangvereins für ältere Kirchenmusik. Compositionen von Palestrina, Benedetto Marcello, Matthäus le Maire, Claudin le Jeune repräsentirten die altitalienische und altniederländische Kirchenmusik. Die deutsche war hingegen durch zwei Werke eines neuern Meisters, ein „Arie“ (für Chor und Soloquartett) und den 117. Psalm „Lobet den Herrn alle Heiden“ (Motette für zwei Chöre) von Robert Franz vertreten. Die Ausführung machte dem Begründer und Dirigenten sowie dem Verein selbst alle Ehre, und läßt ein ferneres Gedeihen desselben, der zu rein künstlerischen Zwecken gestiftet ist, herzlich wünschen. D.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.